

Predigtgedanken zu Jakobus 2,1-13 am 19. Oktober 2025

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Samstagabend 19:57 Uhr. Kurz vor der Tagesschau werden die neusten Lottozahlen genannt. Wer richtig getippt hat, kann viel Geld bekommen.

Ja, das wär's: den Jackpot mit ein paar Millionen zu knacken. Vielleicht fange ich dabei an zu träumen: Was würde ich tun, wenn ich plötzlich reich wäre? Das Haus abbezahlen. Den Kindern etwas hinterlassen. Eine tolle Reise antreten. Was erleben, frei sein von Sorgen.

Diese Fantasie kennt fast jeder. Nicht nur Menschen in Armut träumen davon, sondern auch jene, die eigentlich manches besitzen. Der Gedanke an einen Reichtum, der alle Sorgen wegwischt, berührt etwas Tiefes in uns: die Sehnsucht nach Sicherheit und Anerkennung, einem Leben ohne Angst. Diese alte Sehnsucht lässt sich überall finden, manchmal nur mit anderer Melodie.

Ich habe das Bild von einem jungen Mann vor Augen. Er lebt in einer Hochhaussiedlung und rappt in seinem Zimmer über seine Träume: „Wenn ich's einmal schaffe... raus aus dem Stress, raus aus dem Minus, Mama endlich stolz machen, nie mehr zählen, was am Monatsende übrig bleibt.“ Dieser junge Mann träumt von Erfolg, von einem besseren Leben, von Freiheit und Sicherheit. Davon, dass man ihn endlich sieht und achtet. Wer wollte es ihm verdenken?

Auch er lebt in einer Welt, in der viele schuften und doch kaum über die Runden kommen, in der Absturz und Überforderung ständig drohen, in der man leicht übersehen wird, wenn man nichts „vorzuweisen“ hat.

Und doch: Auch wir hier, auch wenn es uns finanziell besser gehen mag, summen womöglich innerlich manchmal ein ähnliches Lied. Weil wir spüren: Reichtum verspricht Freiheit. Und weil wir hoffen: Mit mehr Geld wäre das Leben leichter.

Vielleicht ist diese Sehnsucht nach Reichtum eine Erinnerung an das Paradies: an eine Welt ohne Mühe, ohne Sorgen. Vielleicht aber ist sie auch die Versuchung, die schon beim Sündenfall anklingt: der Wunsch nach „mehr“, nach Kontrolle, nach Überlegenheit. Denn eines ist klar: Reichtum wächst selten ohne Kosten. Meist hat jemand anders den Preis gezahlt. Oder, wie Bertolt Brecht einmal sagte: „Reicher Mann und armer Mann, standen da und sah'n sich an. Und der Arme sagte bleich: Wär' ich nicht arm, wärst du nicht reich.“

Brecht hat die soziale Ungleichheit im Blick, die sich hinter dem Glanz des Wohlstands verbirgt. Er zeigt, dass Besitz immer auch Schatten wirft – auf die, die ihn nicht haben.

Bei Spiegel Online war vor einigen Tagen zu lesen (9.10.25): „Die Milliardäre in der Europäischen Union werden immer reicher. Wie die Nothilfe- und Entwicklungsorganisation Oxfam mitteilte, ist das Vermögen der Milliardäre in der EU allein in der ersten Jahreshälfte um 405 Milliarden Euro gewachsen.“ Damit wird erneut sichtbar, was längst bekannt ist: Die Schere zwischen Arm und Reich geht seit Jahren immer weiter auseinander.

Ganz anders – und doch im selben Spannungsfeld – klingt Goethes Stimme:

„Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Gut.“ So beginnt seine Ballade „Der Schatzgräber.“ Auch hier steht die Sehnsucht im Mittelpunkt: die unruhige Suche nach Glück und Erfüllung, die Hoffnung, irgendwo müsse doch ein verborgener Schatz liegen, der das Leben heil macht. Doch während Brecht den sozialen Gegensatz anklagt, richtet Goethe den Blick nach innen. Sein Schatzsucher gräbt und gräbt, getrieben von Gier und Hoffnung, bis ihm eine fremde Gestalt begegnet, die ihm das wahre Ziel offenbart: „Trinke Muth des reinen Lebens! Grabe hier nicht mehr vergebens!“ Was der Schatzsucher zunächst als Niederlage empfindet, wird zur Offenbarung. Der wahre Reichtum liegt nicht im Gold der Erde, sondern im Mut zum Leben, im Sinn des Augenblicks. So stehen Brecht und Goethe einander gegenüber: der eine als scharfer Kritiker der sozialen Wirklichkeit, der andere als einer, der spürt, was Menschen wirklich bewegt und wonach sie sich sehnen. Und beide führen sie zur gleichen Einsicht: Echter Reichtum entsteht nicht durch Besitz, sondern durch Bewusstsein – durch das Erwachen zu einem Leben, das teilt, was wirklich zählt.

Und genau da hakt Jakobus ein, der Schreiber unseres heutigen Predigttextes. Er fragt uns: Welchen Wert hat Geld für euch? Welche Rolle spielt der Mammon in deinem Leben?

Natürlich, ohne Geld geht es nicht. „Ohne Moos nix los.“

Aber wo wird Geld zum Maßstab für den Wert eines Menschen?

Wir sehen es in unserer Gesellschaft. Wenn für Fußballer Ablösesummen um die 100 Millionen € auf den Tisch gelegt und mit entsprechend vielem Geld bezahlt werden. Hier geht es dann nicht mehr um Lebensunterhalt, sondern um Marktwert, was immer das genau auch sein mag.

Und gleichzeitig schufteten andere im Niedriglohnsektor und wissen nicht, wie sie am Monatsende noch den Kühlschrank füllen sollen.

Jakobus kennt solche Mechanismen schon in seiner Zeit. Er beschreibt eine Szene in der Gemeinde: Ein Mann in feinem Gewand kommt herein – und man weist ihm sofort den Ehrenplatz zu. Ein Armer kommt – und man sagt ihm: „Bleib du da hinten stehen oder setz dich auf den Boden.“ Und Jakobus sagt klar: Das ist Sünde, das ist Gottesverachtung. Denn vor Gott zählen nicht Schmuck, Geld oder Macht. Gott sieht das Herz an. Und wir sollen es auch.

Martin Buber hat das so formuliert: „Wer das helfende Wort in sich aufruft, erfährt das Wort. Wer Halt gewährt, verstärkt in sich den Halt. Wer Trost spendet, vertieft in sich den Trost. Wer Heil wirkt, dem offenbart sich das Heil.“

Im Sinne von Jakobus könnten wir sagen: Wer barmherzig handelt, hält das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit lebendig.

Und genau so hat Jesus gelebt. Er war von Anfang an ein Freund der Vergessenen, der Armen, der Ausgestoßenen. Er hat den Menschen angesehen – und nicht das Etikett, das andere ihnen aufgeklebt haben. Er hat Platz gemacht für die, die sonst keinen Platz hatten.

Das ist es, was im Grunde bis heute Bedeutung behält: Dass wir Räume schaffen. Räume, in denen nicht ständig verglichen, gemessen, bewertet wird. Räume, in denen ein Mensch einfach sein darf. Denn wie oft definieren wir uns über den Vergleich: Ich bin besser, weil der andere schwächer ist. Ich habe mehr, also bin ich etwas.

Aber das Evangelium stellt dem etwas entgegen: Vor Gott sind wir gleich.

Und in der Gemeinde soll das erfahrbar werden – exemplarisch, punktuell, mitten in dieser Welt. Ein Ort, wo Türen offenstehen: für Alte und Junge, für Gesunde und Kranke, für Fröhliche und Traurige, für Arme und Reiche. Nicht nach Rang und Namen, sondern als Menschen, als Kinder Gottes.

Das ist nicht leicht. Das fordert uns immer wieder neu heraus. Aber es ist unsere Aufgabe.

Und es ist unsere Hoffnung: dass die Gemeinde ein Ort wird, wo wir etwas vom Himmel ahnen, wo Gleichheit und Würde nicht nur Ideen sind, sondern Wirklichkeit.

Das bleibt unser Auftrag – gegen alle Versuchung, Reichtum mit Glück zu verwechseln.

Ihr Pfarrer

